

STUDIA ORIENTALIA
EDIDIT SOCIETAS ORIENTALIS FENNICA
XIV:11

ZUR FRAGE NACH
URSPRÜNGLICHEN VOKALLÄNGEN
IM TSCHUWASSISCHEN

VON
EINO KARAHKA

HELSINKI 1950

ADRIANUS VAN NELLE

ADRIANUS VAN NELLE

ADRIANUS VAN NELLE

Zur Frage nach ursprünglichen Vokallängen im Tschuwassischen

VON

EINO KARAHKA

Gegenüber allen anderen Türk-Sprachen zeigt das Tschuwassische eine in vieler Hinsicht eigenartige Lautvertretung. WILHELM RADLOFF brachte zur Erklärung dieser Eigenart des Tschuwassischen eine Substrattheorie vor, nach welcher das Tschuwassische von den Wolga-Finnen angeeignetes Türkisch sei und als solches kein Licht auf die Lautgeschichte der altaischen Sprachen werfen könne. Spätere Forscher, besonders die Ungarn und unter diesen vor allen JULIUS NÉMETH, verwarfen die Radloffsche Substrattheorie und erklärten, dass die tschuwassischen Lauterscheinungen auf einen angenommenen Einfluss teils des Mongolischen teils des Jakutischen zurückzuführen seien. Mit einer kleinen aber inhaltsreichen Abhandlung »Zur Frage nach der Stellung des Tschuwassischen« schaffte der Altmeister auf dem Gebiete der altaischen Sprachforschung, Prof. G. J. RAMSTEDT, diese früheren Theorien aus der Welt. Er stellte die regelrechte Lautentwicklung im Tschuwassischen fest und zeigte dabei, dass die typisch tschuwassischen Merkmale *-r-*, *-r* gegenüber *-z-*, *-z* und *-l-*, *-l* gegenüber *-š-*, *-š* der übrigen Türk-sprachen keineswegs als Beweise für etwaige mongolisch-tschuwassische Berührungen zu gelten haben, sondern im Gegenteil eine regelrechte lautgesetzliche Vertretung der betreffenden Laute darstellen, und dass *z* beziehungsweise *š* der anderen Türk-Sprachen das Ergebnis eines Lautwandels *z* < **r* (oder **ʀ*) und *š* < **l* (**ʀ*) sind. Das Tschuwassische ist folglich als eine echt türkische Sprache anzusehen, die eine Anzahl altertümlicher Züge bewahrt hat.

Andererseits kann man auf Grund der eigenartigen lautgesetzlichen Vertretung im Tschuwassischen feststellen, dass ein verhältnismässig grosser Anteil des heutigen tschuwassischen Wortschatzes nicht genuin ist, sondern Entlehnungen aus den Nachbarsprachen darstellt. Bei einer kritischen Betrachtung an Hand der speziell tschuwassischen lautlichen Merkmale: $l < *l$ gegenüber tü. δ ; $r < *r$ gegenüber tü. z ; $r < *-d-$, $*-d$ (oder $*\delta$) gegenüber tü. $\delta \sim t \sim j \sim z$; $s < *j$, $*\check{c}$; $\chi < q$ vor ursprünglich hinteren Vokalen; $a < *ä$ und $o, u < *a$ ergibt sich, dass der Anteil der Lehnwörter mehr als die Hälfte des gesamten Wortschatzes ausmacht. Diese Entlehnungen sind natürlich verschiedenen Alters. Die ältesten haben an dem Lautwandel $*q > \chi$ vor den hinteren Vokalen teilgenommen und müssen folglich älter sein als die Sprachdenkmäler auf den altbolgarischen Grabsteinen aus dem 14. Jahrhundert, welche durchgehend \triangleright (= arabisch ha) zur Bezeichnung desjenigen Lautes gebrauchen, den im heutigen Tschuwassischen χ vertritt, und es hierdurch wahrscheinlich machen, dass die Entwicklung $q > \chi$ spätestens Anfang des 14. Jahrhunderts beendet war. Die meisten Lehnwörter sind jedoch ganz jungen Datums, da sie Merkmale wie $t\check{s}$ gegenüber tü. \check{c} , a gegenüber tü. α , ε gegenüber tü. \ddot{a} zeigen, wo die genuin tschuwassischen Vertretungen $s < *c$, beziehungsweise $u, o < *a$ und $a < *ä$ wären. Diese verhältnismässig grosse Anzahl Lehnwörter ist nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, dass die meisten Tschuwassen vieler Gegenden zweisprachig sind: ausser der Muttersprache beherrschen sie das Tatarische oder Baschkirische.

Wenn man das Lehngut ausschliesst und das genuin tschuwassische Sprachmaterial untersucht, lässt es sich schön unter die von Ramstedt aufgestellten Lautgesetze einordnen. Es gibt jedoch eine Anzahl Wörter, die zweifellos als genuin angesehen werden müssen, aber eine fremdartige Lautentwicklung durchgemacht zu haben scheinen. Das sind die Wörter vom Typus *jus* 'Hermelin': kas. *as* 'id.'; *jyn* 'Blut': tü. *qan* 'id.'; *šur* 'Morast': tü. *saz* 'Schilf, Rohr' und *tšyl* 'Stein': tü. *taš* 'id.'. M. E. ist die Erklärung, dass diese Formen durch einen sporadisch vorkommenden *j*-Vorschlag (Pro-

these) entstanden seien, als ein Provisorium zu betrachten. Allerdings finden wir in diesen Fällen wenigstens im heutigen Tschuwassischen einen *j*-Vorschlag, aber gegen den Hintergrund der regelrechten lautgesetzlichen Entwicklung der tschuwassischen Sprache wirkt es befremdend, dass diese Sprache zweierlei genuine Vertretungen haben sollte, nämlich einerseits z. B. *tül* 'das Äussere', tü. *taš* 'id.', andererseits *tšül* 'Stein', tü. *taš* 'id.' oder einerseits *çur* 'Längenmass = zwei Ellen', dschag. *qari* 'ein Längenmass, entspricht ungefähr der Länge des Armes von der Schulter bis zu den Fingerspitzen', vgl. mo. *gar* 'Hand, Arm' (tschuw. *kar-läk* 'Geländer' ist Lehnwort), andererseits *jur* 'Schnee', tü. *qar* 'id.'

Gegen die Erklärung des *-j*-Vorschlages als einer satzphonetischen Weiterentwicklung des sogenannten »gehauchten Einsatzes«, der sich nach vorhergehendem Vokal zum *j*-Anlaut entwickelt habe — genau so wie im Wortinnern beim Zusammenstoss von zwei Vokalen ein *j* als »Hiatustilger« entstanden ist — sprechen gerade die Fälle, wo diese Erscheinung in Wörtern vorkommt, welche nicht vokalisch angelautet haben. Auch N. POPPE (Ungarische Jahrbücher VII S. 154) erhebt Einwände gegen diese Erklärung; seine eigene Theorie, dass wir erst eine Entwicklung $*q > ç > h >$ Schwund, danach aber jedoch einen *j*-Vorschlag annehmen müssten, führt nicht weiter als die Erklärung Ramstedts, der eigentlich nur die unbestrittene Tatsache konstatiert, dass das befremdende *j*-Anlaut in jenen Wörtern vorkommt. Auch die Annahme, dass der *j*-Vorschlag durch eine Fern-assimilation des Anlautes an den Auslaut der ersten Silbe entstanden sei, muss wegen der Fälle wie *jün* 'Blut' und *jur* 'Schnee', in welchen keine Palatalisation im Auslaut der ersten Silbe vorkommt, abgelehnt werden.

Wenn wir der lautgesetzlichen Entwicklung des Tschuwassischen als einer türkischen Sprache gerecht werden wollen, müssen wir auch diese Fälle unter eine sprachgeschichtliche Gesetzmässigkeit einzuordnen versuchen. Diese scheinbaren Ausnahmen können nämlich möglicherweise mit urtürkischen Vokalquantitäten in Zusammenhang gebracht werden.

Die tschuwassischen Vertretungen lassen sich nicht direkt mit

den belegten Vertretungen anderer Türk-Sprachen vergleichen. Man muss auf beiden Seiten von einer älteren Stufe ausgehen. Es ist meines Erachtens schwierig, einen Unterschied zwischen einer vortürkischen und einer urtürkischen Sprachstufe zu machen. Und wenn wir wie N. Poppe unter urtürkisch nur die gemeinsame Vorstufe der *z*-Sprachen verstehen, ergibt sich die Folgerung, dass das Tschuwassische als ein selbständiger Zweig der altaischen Sprachfamilie zu betrachten wäre. Um eine methodische Klarheit zu erreichen ist es danach das Einfachste, dass wir mit urtürkisch die Sprachstufe bezeichnen, die gegenüber dem Tungusischen und Koreanischen und auch schon gegenüber dem Mongolischen diejenige sprachgeschichtliche Entwicklung durchgemacht hatte, die wir auf Grund einerseits des Tschuwassisch-Bolgarischen, andererseits der übrigen Türk-Sprachen inklusive des Jakutischen voraussetzen müssen, um sowohl die jakutischen und türkischen als die tschuwassisch-bolgarischen Sprachformen aus einer gemeinsamen Ursprache ableiten zu können. Diese urtürkische Sprache muss gegenüber dem Koreanischen, dem Tungusischen und dem Mongolischen von dem Lautbestand der altaischen Ursprache aus eine beträchtliche selbständige Entwicklung durchgemacht haben. Die stimmhaften **g-* und **g-* sind mit den stimmlosen *q-* und *k-* zusammengefallen, **p-* ist wie im Mongolischen verschwunden, und nachdem **d-*, **n-*, **ñ-*, **ǰ-* und **j-* in *j-* zusammengefallen sind, weist der Anlaut nur *b-*, *t-*, *q-*, *k-*, *j-*, *č-* und *s-* auf. Dagegen muss die Vertretung des *z*, dem im Tschuwassischen ein *r* entspricht, im Urtürkischen noch ein *r*-Laut gewesen sein ebenso wie dasjenige *š* der Türk-Sprachen, welches im Tschuwassischen durch ein *l* vertreten ist, im Urtürkischen noch ein *l* (oder *l*) gewesen sein muss. Die Absonderung der Vorväter der Tschuwassen aus der urtürkischen Sprachgemeinschaft muss also zu einer Zeit erfolgt sein, als der Lautwandel **l > š* und **r > z* noch nicht vollzogen war, d. h. eine geraume Zeit vor den ältesten alttürkischen Sprachdenkmälern aus dem 7. Jahrhundert, vielleicht schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung.

Dieses Bild von dem Urtürkischen wie es während der tschuwassisch-türkisch-jakutischen Sprachgemeinschaft vorauszusetzen ist, ist aber irreführend: es genügt nicht etwa in den Sprachformen der Orchoninschriften *-z-*, *-z* durch *ʃ* und dasjenige *š*, welchem im Tschuwassischen ein *l* entspricht, durch *ʃ* zu ersetzen, um urtürkische Sprachformen zu erhalten. Es müssen viele lautliche Eigenheiten des Urtürkischen in den meisten Türk-Sprachen und zwar schon in den ältesten Sprachdenkmälern verlorengegangen sein. Deshalb erscheint es mir folgerichtig, den Unterschied in der sprachgeschichtlichen Gestaltung der obengenannten tschuwassischen Wörter so aufzufassen, dass wir es in diesen Fällen nicht mit einer sporadisch vorkommenden ungleichen Entwicklung ursprünglich gleicher Lautkombinationen zu tun haben, sondern vielmehr mit einer regelrechten lautgesetzlichen Entwicklung verschiedener urtürkischen Lautgestalten im Tschuwassischen gegenüber dem Fortfall der Unterschiede in einem Teil der Türk-Sprachen. Es muss also zwischen den urtürkischen Vertretungen von tschuw. *tšyl* 'Stein' und *tul* 'das aussen befindliche' ein Unterschied bestanden haben, welcher im Türkischen *taš* 'Stein' und *taš* 'das aussen befindliche' verlorengegangen ist. Dieser Unterschied scheint in der Vokalquantität bestanden zu haben.

Schon der geniale Sprachforscher OTTO BÖHTLINGK hatte bei seinen jakutischen Studien die Aufmerksamkeit auf die Vokalquantitäten gerichtet. Er verglich die jakutischen Vokalquantitäten mit denjenigen in der Sprache der nishegorodschen Tataren, konnte aber keine Übereinstimmung zwischen diesen zwei Sprachen finden. Er stellt folgendes fest (Jak. Gr. § 91): »Der jakutischen Länge entspricht im nishegorod'schen Tatarisch nicht selten eine Länge, aber wohl eben so häufig eine Kürze. Der umgekehrte Fall, dass einer jakutischen Kürze eine nishegorod'sche Länge gegenübersteht, gehört auch nicht zu den Seltenheiten».

Die Ursprünglichkeit der Vokallängen wurde auch von Radloff, Budenz, Németh, Bang, Vilhelm Grønbech u. a. angezweifelt (S. MARTTI RÄSÄNEN: *Studia Orientalia* XV S. 64 ff), und erst

kürzlich ist diese Frage erneut aufgenommen worden. Auf Grund neuerer Materialien hat Räsänen die Übereinstimmung der Vokalquantitäten im Jakutischen und Türkmenischen festgestellt. Zu ähnlichen Resultaten waren Polivanov und Lajos Ligeti unabhängig von Räsänen gelangt.

Wie aus den Statistiken Räsänens (SO XV S. 66) erhellt, weist der tschuwassische Vokalismus in den Vertretungen von jakutisch—türkmenischem \bar{a} beziehungsweise a keinen Unterschied auf. Dagegen sind in der Vertretung der Labialvokale deutliche Spuren des Quantitätsunterschiedes erhalten, indem langes $*\bar{o}$ durch $-oa-$, $-\hat{o}va-$ vertreten ist.

Betrachten wir nun diejenigen Fälle mit dem sogenannten j -Vorschlag, in welchen der Vokal auf Seiten der türkischen Sprachen ein a ist.

Tschuw. *jün* 'Blut', osm. *kan*, atü. *qan*, jak. *χān*, türkm. *kān* 'id.'; tel. kzk. *kana-* 'zur Ader lassen, bluten', mo. *qana-* 'zur Ader lassen' > tu. *kana* 'id.'; tu. *hāŋe* 'bluten', lam. *haŋ-ra* 'id.', *olčā hongge-kta* 'Ader'.

tschuw. *jür* 'Schnee', osm. *kar*, atü. *qar*, trkm. *kār*, jak. *χār* 'id.'.

tschuw. *jül-* 'bleiben', osm. *kal-*, atü. *qal-*, trkm. *kāl-*, jak. *χāl-* 'id.';

vgl. mo. *qalid-* 'anstecken, anheften', *qal-ya-* '(bei sich) bleiben lassen', ma. *χalbu-* 'id.' zu $*qalu-$ (Ramstedt: Kalmückisches Wörterbuch S. 162); ? tu. *hāl* 'verloren gehen'.

tschuw. *tšul* 'Stein', osm. *taš* 'id.', atü. *taš*, trkm. *dāš*, jak. *tās* 'id.' |

mo. *čilayun* < $*tīlayun$, kalm. *tšolün* 'id.'.

tschuw. *šur* 'Morast', osm. *saz* 'Schilf, Rohr', trkm. *θād* 'Schilf.

(vgl. ung. *sár* 'Morast, Kot' aus dem Tü.) | mo. *siru,ga*, kalm.

šorā, *šorā* 'Erde, Sand' | tu. *sergi* 'Sand'.

Wo wir in einsilbigen Stämmen im Tschuwassischen die Vertretung $jy-$ gegenüber tü. $qa-$, $tšy-$ gegenüber für tü. $ta-$ und $šu-$ gegenüber tü. $sa-$ haben, erscheint im Jakutischen und im Türkmenischen langes \bar{a} . In diesen Fällen muss die Vokalquantität sehr alt sein, und ich möchte sie auf das Urtürkische zurückführen. Es ist natürlich unmöglich, einen Lautwandel $*\chi\bar{a}- > *j\bar{a} > jy$ oder $*t\bar{a}- >$

**tšā-* > *tšū-* oder **sā-* > **šā-* > *šū-* anzunehmen. Der Lautwandel **t* > *tš* und **s* > *š* muss in diesen Fällen unter denselben Bedingungen wie sonst im Tschuwassischen stattgefunden haben. Für den Lautwandel *s* > *š* wird nun wieder ein sporadisch vorkommender *j*-Vorschlag angenommen (Räsänen *Studia Orientalia* XV S. 174). Aus den gleichen Gründen, die gegen den willkürlich vorkommenden *j*-Vorschlag überhaupt angeführt werden können, möchte ich ihn auch hier als unnötig betrachten. Der Übergang von *s* zu *š* muss zu einer bestimmten Zeit unter bestimmten Bedingungen immer, und nicht nur sporadisch, stattgefunden haben, und das entsprechende Lautgesetz hat einfach so zu lauten: tautosyllabisches *si* und *sĭ* gehen in *šə* und *šĭ* über. Wo wir jetzt *si-*, *sĭ-* finden, muss zur Zeit dieses Lautwandels ein anderer Vokal gewesen sein oder das betreffende Wort muss entlehnt sein. Dieser Lautwandel lässt sich mit zahlreichen Beispielen Belegen: tschuw. *šəna* 'Fliege' < **siŋäk* (Übergang in die Velarvokalreihe unter dem Einfluss von -*ŋ*-); vgl. osm. *sinäk* 'id.'; tschuw. *šəvər* 'spitzig', osm. *sivri* 'zugespitzt'; tschuw. *šəχər-* 'pfeifen' < **sirqir-*, kas. *šəzγər-* 'id.'; tschuw. *šəl-* 'abwischen', osm. *sil-* 'id.' u. a.

Eine parallele Erscheinung liegt in dem Lautwandel **ti* > *tšə* vor (S. hierzu Ramstedt: *Die Stellung*. S. 24). Zu einer bestimmten Zeit und zwar später als *č* > *š* muss also jedes **ti* im Tschuwassischen in *tšə* übergegangen sein. Wo jetzt ein *ti-* erscheint, muss zur Zeit jenes Lautwandels ein anderer Vokal gestanden haben oder es muss sich um ein Lehnwort handeln.

Wie sind nun *tš-* beziehungsweise *š-* in *tšul* 'Stein' und *šur* 'Morast' mit diesen lautgesetzlichen Entwicklungen in Zusammenhang zu bringen? Wir müssen hier einen langen Vokal annehmen, ein urtürkisches **ā*. Parallel mit dem Wandel des **ō* in -*oa-*, -*ōva-* ist das lange **ā* diphthongisiert worden und in der betonten Silbe als -*ia-* vertreten gewesen. Die erste Komponente dürfte in einer verhältnismässig späten Zeit noch rein vokalisch gewesen sein, da sie in den Fällen die wie *jus* 'Hermelin' < **jas* < **ās*, ursprünglich vokalisch angelautet haben und in denen keine »schützende« Wirkung seitens des Anlautkonsonanten angenommen werden kann,

nicht an dem Lautwandel $*j > s$ teilgenommen hat. Zur Folge einer Veränderung des Silbenakzents dürfte die Entwicklung dann weiter gegangen sein. Freilich entstanden in diesen Fällen keine zweisilbige Gestalten wie bei den langen Labialvokalen, wo ein $*\beta > v$ als »Hiatusilger« zwischen den Diphtongkomponenten auftrat (*kôvak* ~ *koak* 'blau' < $*k\delta k$; jak. *küöç* 'id.', trkm. *gök* 'id.'), aber in beiden Fällen scheint die Betonung der zweiten Komponente verstärkt worden sein mit der Folge, dass die erste Komponente in die Richtung einer mehr konsonantischen Artikulation gedrängt wurde. Auf diese Weise entstand bei $*\chi ia < *q\bar{a}$ allmählich eine Konsonantenhäufung $*\chi i$, die der tschuwassischen und überhaupt der türkischen Phonologie im Anlaut zuwider ist und durch den Schwund des χ gelöst wurde. Die erste Komponente des Diphtonges $*-ia < *\bar{a}$ erscheint heute als Anlautkonsonant in *jul*-, *jür*-, *jün*-, *jüs*-. Aus demselben Grunde wurde das anlautende *t* in $*tia < *i\bar{a}$ vom Lautwandel $*ti > t\check{s}$ berührt, und wir haben jetzt *tšul* < $*tia < *tia < utü. *i\bar{a}$. Ähnlich entwickelte sich $*sjar < * utü. *s\bar{a}$ lautgesetzlich zu *šur* 'Morast'.

Auch langes $*\bar{e}$ scheint in ähnlicher Weise diphtongisiert worden zu sein und den Vokalscharakter des Diphtonges bis über die Wirkungszeit des Lautwandels $*j > s$ bewahrt zu haben. Hierher gehört *jal* 'Dorf' < $*i\bar{a} < utü. *e\bar{l}$. Die zweite Komponente hat also an dem Lautwandel $*\bar{a} > a$ teilgenommen. Tschuw. *jal* 'Dorf' ist also nicht mit tü. *ayıl* zu verbinden, sondern mit tü. *el, il*, 'Land, fremde Leute', in welchen die orthographische Schwankung auch für die Annahme eines utü. $*\bar{e}$ sprechen. Auf gleiche Weise geht tschuw. *jat* 'Name' auf utü. $*e\bar{t}$ zurück, vgl. uig. *et-öz* 'Persönlichkeit' und die Schwankung in der Schreibung des Vokals im Osmanischen *et, it* 'Fleisch'.

Das Obige gilt für die langen Vokale in der betonten Silbe. In der unbetonten Silbe ist die Entwicklung in anderer Weise vor sich gegangen. Ob die Längen in der urtürkischen Zeit als Ersatzdehnungen entstanden sind, wie ich anzunehmen geneigt bin, oder aber aus der altaischen Zeit stammen, das ist nur eine der zahlreichen

Fragen, die in der altaischen Sprachforschung noch ihrer Beantwortung harren.

Mit diesen Zeilen habe ich die Ehre, Herrn Prof. G. J. RAMSTEDT, meinem verehrten Lehrer und Wegweiser in der Linguistik, in der Reihe der Freunde und Anhänger zum siebenundsiebzigsten geburtstag zu gratulieren.

Stockholm.